

Es ist ein Klassiker: du arbeitest in einem sozialen Beruf und in deiner Freizeit triffst du in einem privaten Kontext unerwartet Klient*innen von dir. Was tun? Unser Mitglied Jana Haskamp hat sich damit auseinandergesetzt und teilt hier ihre Gedanken mit uns:



Jana Haskamp arbeitet mit queeren, trans und nicht-binären Klient*innen zu sexual- und paartherapeutischen Fragen in Berlin-Neukölln. Nächstes Jahr erscheint ein Sammelband von Alexander Hahne und Jana Haskamp (Hg.) zu Sexual- und Paarberatung mit trans und nicht-binären Menschen im Psychosozial-Verlag.

Begegnungen mit Klient*innen im Privatleben als queere Therapeutin navigieren

(jah) Ich gehe zum FLINTA-Abend und treffe Klient*innen. Ich gehe auf eine lesbische Party, in meine Lieblingskneipe, in den Burgerladen an der Ecke, auf eine Demo, zu einem Vortrag oder zu einer anderen queeren Veranstaltung und treffe Klient*innen. Bei diesen wöchentlichen Begegnungen warte ich in der Regel ab, wie mein*e Gegenüber reagiert. Grüßt sie mich, lächelt mich an oder initiiert ein kurzes Gespräch, erwidere ich das. Wenn nicht, ignorieren wir uns höflich und gehen uns aus dem Weg.

Die Menschen handhaben es unterschiedlich. Das Wichtigste ist, dass die Schweigepflicht gewahrt wird. Wenn ich mit einer Begleitung unterwegs bin, kann ich der Person nicht mitteilen, dass sich eine Klient*in im selben Raum befindet, was die Navigation von Platzwahl, Gesprächslautstärke und -inhalt schwierig gestalten kann.

Ich versuche mit jeder Person zu Beginn der Beratung darüber zu sprechen, dass es passieren kann, dass wir uns in unserer Freizeit über den Weg laufen und wie ich damit dann umgehen würde. Je mehr Klarheit ich im Gespräch vermittele, wie die Begegnung ablaufen kann, desto eine bessere Orientierung erhalten die Klient*innen, wie sie sich verhalten können.

Viele nehmen in der nächsten Sitzung nach einem Aufeinandertreffen Bezug darauf. Sie sagen so etwas wie: „Das war komisch, Sie da zu sehen“, „Vom Gefühl her sind Sie für mich keine normale Person mit einem Leben außerhalb dieses Raums“ oder (im Rahmen der Paarberatung) „Meine Partnerin sagte in dem Moment: ‚Wenigstens sind wir zu zweit da‘“.

Ich kenne das ungewohnte Gefühl selbst auch, als Klientin meine Therapeutin außerhalb ihrer Praxis zu sehen. Einen Menschen an einem öffentlichen Ort in einer privaten Rolle (und Kleidung) zu treffen, dem ich sonst an einem bestimmten Ort regelmäßig sehr viel über mich erzähle, aber von dem ich selbst kaum etwas weiß, kann ein neugieriges, irritierendes, aber auch leicht verstörendes Gefühl hinterlassen.

Wie so oft gibt es im queeren Bereich der Peer-to-Peer-Beratung/Therapie nicht die eine allumfassende Leitlinie, die eine eindeutige Orientierung vorgibt, wie diese Situationen navigiert werden können. Manchmal fühlt es sich an wie Pionier*innenarbeit. Daher braucht es den Austausch unter Kolleg*innen, die Erfahrungen von Wegbereiter*innen und das Wissen um queere Beratungs- und Bewegungsgeschichte, um sich damit nicht allein zu fühlen und sich stattdessen bewusst zu machen, dass schon

viele vor uns da waren, die sich damit auseinandergesetzt haben.

Gleichzeitig sind offline Räume nicht die einzige Sphäre, die navigiert werden möchte. In Zeiten, in denen sich das Freizeitleben vieler Menschen zu großen Teilen auf digitale Kontexte verschoben hat, begegnen Therapeut*innen und Klient*innen sich auf sozialen Netzwerken wie Instagram, auf Dating-Apps und bei Online-Veranstaltungen. In Intervisionsgesprächen mit Kolleg*innen wird deutlich, dass sich eine gewisse professionelle Fassade auch dort fortsetzt. Ein Kollege sagte neulich zu mir: „Ich schreibe auf okcupid nicht alles von dem, was ich wirklich suche, in mein Profil, weil ich weiß, dass Klient*innen es sehen könnten.“ Sich im ähnlichen Alter wie die eigenen Klient*innen zu befinden, Positionierungen zu teilen, die gleichen Plattformen zu nutzen und sich in denselben Subkulturen zu bewegen, kann ein Gefühl von vermeintlicher Nähe erzeugen.

Über das Ausloten der eigenen Grenzen und Bedürfnisse lässt sich eine eigene Haltung entwickeln. Ich weiß, dass ich in die Stadt gezogen bin, in der ich arbeite, weil es hier so viele queere, queerfeministische und linke Räume gibt. Räume, die auch ich nach wie vor brauche und besuchen möchte, um mich nicht erklären zu müssen, um ein Gefühl von Zugehörigkeit zu spüren und um zu wissen, wer meine Leute sind.

Meine persönlichen Grenzen setze ich auf die Weise um, dass ich beispielsweise meinen Konsum einschränke, wenn ich bei einer öffentlichen Veranstaltung Alkohol konsumiere. Es gibt auch Räume, die ich in den nächsten Jahren vermeiden werde. Ich werde in der Stadt, in der ich arbeite, zum jetzigen Zeitpunkt auf keine queere Sexparty oder auf kein FLINTA Sauna-Event gehen. Im Gespräch mit einer Kollegin sagt sie, dass das für sie ein Verlust wäre. Für mich bedeutet es Freiheit, meine Arbeit mit meiner Zielgruppe in meinem Kiez fortführen zu können, und die Orte, die mir wirklich wichtig sind, weiterhin aufsuchen zu können und dort eine Art friedliche Co-Existenz zu praktizieren.

Ich denke es geht für mich weniger darum, private Begegnungen mit Klient*innen unter allen Umständen zu vermeiden, sondern eher darauf eingestellt zu sein, Absprachen mit Klient*innen dazu zu treffen und sich bewusst zu machen, dass es für beide Seiten herausfordernd sein kann. Mir persönlich hilft es, mir die menschlichen Bedürfnisse aller Beteiligten in diesen Situationen wie Teilhabe, Wissenszuwachs, Community-Zugehörigkeit, Unterhaltung und Aktivismus vor Augen zu führen.

In einem Workshop beim VLSP*-Jahrestrefffen 2023 im Waldschlösschen brachte eine Person das Statement „Die queere Community ist eine notwendige Fiktion“ ein. Vielleicht ist die professionelle Distanz zwischen Therapeut*in und Klient*in eben auch genau das: eine notwendige Fiktion.